Zeitschrift: Die Schweiz : schweizerische illustrierte Zeitschrift
Band: 20 (1916)

Artikel: Maria Goswina v. Berlepsch
Autor: Gachnang, Konrad
DOI: https://doi.org/10.5169/seals-574019

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 13.12.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

acht gelassen werden, daß das Profilporträt sich damals außerordentlicher Beliebtheit erfreute, wozu beigetragen haben mag, daß es sich durch seinen spezifisch linearen Charakter dem zeichnerischen Stil des Klassizismus und der Romantik besonders empfahl. Preller, Richter, Kaulbach u. a. haben häufig reine Profilporträts gezeichnet. Ist bei solchen Meistern keine durch technische Rücksichten bedingte Beschränkung anzunehmen, so sind dagegen die sog. Silberstiftzeichner lediglich auf das Profilporträt eingedrillt; sie stehen nicht viel höher als die Silhouettisten, die seit dem Erscheinen von Lavaters Physiognomik wie Pilze aus dem Boden schossen. Zwischen diesen beiden Polen der freien künstlerischen Wahl und der technischen Gebundenheit scheint sich der Porträtmaler Süffert zu bewegen. Steht er in manchen Arbeiten – man denke nur an das Keller-Porträt – entschieden über den landläufigen Professionszeichnern, so ist doch nicht zu verkennen, daß er von dem Ziel eines tüchtigen Porträtmalers noch wesentlich entfernt war, als er München verließ. Man kann sich des Eindrucks nicht erwehren, daß seinen Studien eine zielbewußte Methode abging, daß sie vor allem nicht in die Tiefe drangen. Süffert war schwerlich imstande, einen Kopf in schwierigeren Stellungen korrekt zu zeichnen, ebenso bleibt er im Figürlichen unsicher und konventionell. Hände hat er, wie es scheint, selten gemalt, und wo solche zu sehen sind, ist die Dürftigkeit ihrer Mache nicht zu verkennen. Was er im Gruppenbild leistete, mag das „Abendkonzert" (Kunstbeilage) zeigen, das noch in den dreißiger Jahren entstanden sein dürfte*). Das Ganze ist nicht ohne einen gewissen Stimmungsreiz, wozu die fein abgewogene Komposition beiträgt. Aber im Figürlichen ist die Zeichnung stellenweise sehr schwach, die Köpfe sind konventionell und haben etwas puppenhaft Starres.

*) Nach gütiger Mitteilung von Frau Julie Heierli ist es ein typisches Trachtenbild jener Zeit.

(Schluß folgt).

Maria Goswina v. Berlepsch

(25. September 1845 bis 9. April 1916).

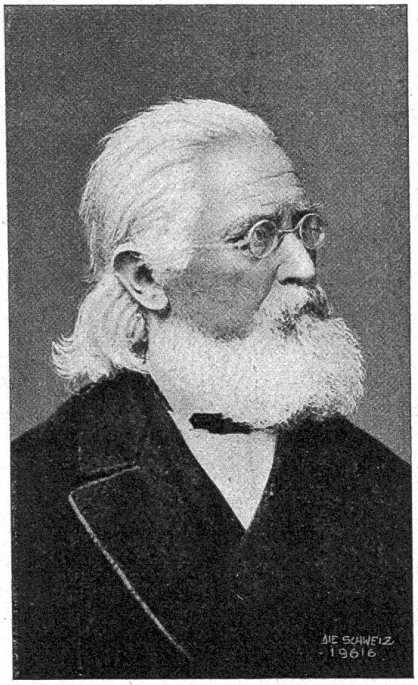
Mit drei Bildnissen.

Goswina v. Berlepsch ist eine Tochter des Schriftstellers Hermann Alexander v. Berlepsch, der sich als Schweizerbürger kurzweg H. A. Berlepsch genannt hat. Ein Hans von Berlepsch, Schloßhauptmann auf der Wartburg, hat den Reformator Martin Luther auf seiner Heimreise vom Reichstag zu Worms im Einverständnis mit Friedrich dem Weisen (Kurfürst von Sachsen) auf genannte Burg entführt, um ihn vor den Folgen der Reichsacht zu schützen. Goswinens Großvater, Freiherr und Landrat Friedrich Ludwig von Berlepsch, Bürger von Göttingen, war einer der eifrigsten Kämpfer für die Freiheit der ständischen Rechte in den Fürstentümern Kalenberg und Göttingen. Er starb am 22. Dezember 1818 zu Erfurt.

H. A. von Berlepsch war zuerst Buchhändler und Verleger liberaler Zeitungen in Erfurt, wobei er sich in die äußerste Oppositionsstellung begab. Er kam Ende 1848 als politischer Flüchtling in die Schweiz und erwarb für sich und seine Familie das Bürgerrecht in dem Dörfchen Dutgien-Valendas, Kanton Graubünden. Gar bald wurde er zu einem treuen, ja begeisterten Sohn seiner neuen Heimat, und seine zahlreichen Bücher und Schriften über das Schweizerland und dessen Bewohner gehören zu dem Erfreulichsten, was in der zweiten Hälfte des alten Jahrhunderts auf diesem Gebiete veröffentlicht worden ist. „Von ihm," schreibt die Tochter Goswina im 25. Band der „Helvetia" (1902), „lernte ich das Beste, was ich habe und kann: die Liebe, den tiefen Zug zur Natur. Von ihm lernte ich die Dinge sehen und verstehen. Von ihm auch lernte ich, meine Muttersprache vernünftig zu schreiben. Er, dessen Lebensarbeit es war, seine zweite Heimat, die Schweiz, in seinen Werken zu schildern und ihr durch die enorme Verbreitung dieser Werke, die in alle Kultursprachen übersetzt wurden, unberechenbaren Nutzen zuzuführen — er

lehrte auch mich die hohe Schönheit des Landes kennen und unauslöschlich lieben."

In St. Gallen, wo sich die Familie Berlepsch auf dem Landgut, genannt Rosenberg, zuerst niederließ, verlebte Goswina eine beneidenswerte Jugendzeit. Der „Rosenberg" gehörte einem Arzt, dem Doktor Girtanner, der nur für kürzern Aufenthalt, zur Zeit der Heu- und Obsternte, und in den Ferien der Jugend auch dort wohnte. „Da war es dann lebhafter als sonst, wo in der ländlichen Stille kaum mehr zu hören war als das Geläute der Glocken aus der Stadt, das Gackern der Hühner oder das Jodeln eines Sennen, der mit der leeren Milchtanse auf dem Rücken bergan heimkehrte," erzählt uns G. v. Berlepsch in Oskar Freis „Heimkalender" vom Jahre 1912. „Damals, kommt mir vor, jauchzten und sangen die Leute bei der Arbeit und bei der Heimkehr von derselben fleißiger als jetzt. Im Heuet stiegen diese Jauchzer allerorten auf. Es klingt mir noch im Ohr; denn ich war mit dabei und genoß diese Zeit auf die herrlichste Art. Wir waren den ganzen Tag bei den Heuern, kugelten lustig durch die abschüssigen Wiesen hinunter, durch das duftende Heu und naschten mit vom Most und Speck und Weißbrot, das in den Ruhestunden verzehrt wurde. Und im Herbst, wenn von den hochwipfeligen Obstbäumen die Birnen und Aepfel geschüttelt wurden, daß es nur so niederprasselte auf Kopf und Rücken und der ganze Grasboden bedeckt war mit der lieben Ernte, da waren wir natürlich erst recht mit dabei und sammelten und bissen in die saftigen Früchte, daß die Backen glühten. Die ganze Luft war erfüllt von — ach, es gibt auch Düfteerinnerungen — von jenem süßlich aromatischen Obstgeruch, der mit einem gewissen Herbstgefühl zusammenhing, mit bereits feuchten Wiesen, früh einbrechenden Abenden, frostigeren Lüften. Und wir gingen nicht heim, bis die großen Körbe in der Obstmühle waren, wo ganze Berge von Aepfeln und Birnen aufgeschichtet lagen, hell leuchtend mit ihren frohen Farben im Dämmerlicht der Scheune, wo nur durch die weit offenen Tore das Tageslicht und das Grün der Wiesen hereinschimmerte."



H. A. Berlepsch (1813—1883).
Phot. Henry Keller, Zürich.

Im Jahr 1860 übersiedelte das Berlepsche Elternpaar mit seinen drei Kindern Lilly, der sechzehnjährigen Goswina und dem Sohn Hans Eduard (dem jetzigen Architekten und Schriftsteller „Berlepsch-Valendas" in Planegg bei München) nach Zürich*). Hier besuchte Goswina laut N. Z. Z. vom 1. Januar 1910 das Kappsche Institut auf der Platte, wo sie an den Theaterabenden die schönsten Lorbeeren einheimste. „Ich spielte jeweilen Liebhaberrollen," lesen wir in diesen „Zürcher Erinnerungen" der N. Z. Z., „heißt das nur Brüder- und Cousinrollen, da in den Theaterstücken der Frau Professor Kapp die Liebe streng ausgeschaltet war und keine männlichen Elemente hinter die Kulissen kommen durften, außer dem Friseur, der Schnurrbärte und Perücken besorgte. War mir das blonde Schnurrbärtchen erst angeklebt, dann machte ich auf eigene Faust den Sapperloter und schnitt die Kur, daß es eine Art hatte, wofür ich mit Bonbons und Apfelsinen gefüttert und von den andern Mitspielenden der Reihe nach ‚zur Probe' geküßt wurde, weil die Nichtsnutze wissen wollten, wie das Kribbeln eines Schnurrbartes sei

*) Die Familie Berlepsch wohnte vom 1. November 1860 bis 31. Dezember 1860 in der Provisorei, Kirchgasse 22; vom 31. Dezember 1860 bis 19. November 1864 im alten Schützenhaus, Beatengasse 2, wo Vater Berlepsch neben der Schriftstellerei denselben Beruf betrieb, wie Ernst Zahn im Bahnhof zu Göschenen; vom November 1864 bis September 1876 in Hottingen, Plattenstraße 78; vom 15. September 1876 bis 5. Oktober 1883 am Rathausquai (Ankengasse 1). Dann hat sich die Familie in Wien niedergelassen.

beim Küssen. Ja, sie trugen mich wie einen Triumphator zwischen den enggestellten Kulissen herum, von denen gelegentlich eine (es waren nämlich nur Paravents) ins Purzeln kam. Es war oft ein so übermütiges Treiben, bis der Vorhang auf-, bezw. auseinanderging, daß Fräulein Agnes Knapp, die Hüterin der ganzen Schar, in ihrem feierlichen, schwarzseidenen Empfangskleid stürmisch angerauscht kam und uns zur Ruhe und ‚nettem Benehmen' ermahnte, da das versammelte Publikum draußen ja alles höre."

Und in demselben Neujahrsblatt der N. Z. Z. heißt es an anderer Stelle: „Viele wundervolle Stunden und Genüsse erlebte ich dann Jahre hindurch als Mitglied des Gemischten Chores. Diese herrlichen Osterkonzerte, über denen immer der Hauch des Frühlings lag! Und erst die Musikfeste mit ihrem Sommerzauber! Blumengeschmückt erschienen wir alle zu den Aufführungen, helle Scharen begeisterter Sängerinnen und Sänger, über die der eine, ‚der Strenge' (wie es in einem Festgedicht G. Kellers heißt), sein ‚Hirtenstäbchen' schwang*), an dem die Augen und Lippen hingen. Und unten in dem weiten Saal der alten, längst verschwundenen Tonhalle saßen unter der dichtgedrängten Zuhörerschaft, andächtig lauschend, zwei, oft auch drei Große, deren Namen wie Sterne in die Welt hinausleuchten: Gottfried Keller — Conrad Ferdinand Meyer — Arnold Böcklin. In sonnenhellen Bildern zieht es an mir vorüber. Ich sehe Johannes Brahms am Dirigentenpulte, auf der Höhe seines Lebens und Schaffens, durch eines seiner Werke selbst uns führend, höre den wunderbaren Alt Albertine Hegars klingen, voll Seelenadel und Seelenwärme — Stockhausen — Eugen Gura — Vogl aus München — und wie sie alle heißen, die unsere Konzerte zu hohen Festen erhoben. Ich sehe den Komponisten des Odysseus, Max Bruch, wie er auf einem solennen Ball nach einem Musikfeste mit dem Eifer und Hochgenuß eines Gymnasiasten tanzte, während Meister Hegar oben auf dem Podium zur Tanzmusik die Pauke schlug — und wie wir, junges Volk, nach diesem herrlichen Schluß aller Genüsse im Frühsonnenschein des Sommermorgens frisch und lustig nach Hause fuhren!"

Goswina v. Berlepsch (1845—1916).
Jugendbildnis.

Aus dem 25. Band von Robert Webers „Helvetia" erfahren wir auch, wie unser Fräulein Goswina Schriftstellerin geworden ist. Sie schreibt da: „Als Kind noch kam ich mit meinen Eltern und Geschwistern nach Zürich, und hier blühten die ersten Schwärmereien und Torheiten des heranwachsenden Menschenkindes auf. Hier tat ich die ersten selbständigen Schritte ins Leben. Zum Glück entdeckte man in mir keine hervorragenden Talente, mit deren Ausbildung ich geplagt worden wäre. Das dankte ich meinem Vater, der das gewisse höhere Töchtertum mit dem Vielerlei seines Gelernsels nicht leiden mochte — ebenso, wie ihm die Blaustrümpfe ein Greuel waren. Wüßte er ... Nach seinem Tode (1883) führte mich das Schicksal mit meinem Mutterchen aus der Schweiz fort in die Nähe der Geschwister, die im Ausland Glück und Weg gefunden hatten. Ich übersiedelte nach Wien. Welch anderer Boden, welch weiche, künstlerische Luft! Hier fing ich eigentlich erst an zu schreiben. Doch, was ich schrieb, das wanderte zurück in die alte Heimat und klopfte dort zuerst, als das Stammeln einer verschämten Skribentin, an Türen und Herzen freundlicher Leser. Die Novellen ‚Jakobe' und ‚Der Treubund' (Zürchergeschichten) erschienen zuerst in der ‚Hel-

*) Kapellmeister Friedrich Hegar.

vetia', und das erste Honorar dafür sandte mir, gerade zum Neujahrstag, Herr Dr. Robert Weber mit einem freundlichen Scherz, nämlich in einer gut nachgeahmten Orange – ‚der Frucht, die in der Nähe des Lorbeers gedeiht!' Das machte mich damals sehr froh, aber glücklicherweise nicht stolz. Seither hab ich manch andere Geschichte noch geschrieben und manche, deren Stoff und Gestalten der lieben alten Heimat angehören. Für mich war das immer wie eine Heimkehr, ganz besonders, wenn es eine Zürchergeschichte wurde. Dann gingen meine Gedanken in den winkeligen, hügeligen Gassen des leider immer mehr zusammenschrumpfenden alten Zürich spazieren und hörten die alte bekannte traute Sprache, von welcher man so oft sagt, daß sie barbarisch klinge. Ich habe das so wenig gefunden, daß ich heute noch, dem genannten Barbarentum zum Trotz, mit meinen Geschwistern schweizerdeutsch und nicht anders spreche.

Ob meine Liebe — und meine anspruchslosen Geschichten den Widerhall finden, wohin es mich immer wieder zieht, wiewohl die ‚Fremde' mich mit hundert weichen Fäden eingesponnen hat? Ich weiß es nicht recht. Von einzelnen, mir Wohlgesinnten, ja — mehr kaum. Freunde schreiben mir, wenn sie etwas Neues gelesen haben. Ermutigung aber im weitern Sinne — ich meine z. B. durch die Schweizerpresse — fand ich von wenigen Seiten nur. Auf die allerdings war und bin ich stolz. Ich darf es hier wohl sagen, da es in meinem Werdegang ein wesentlicher Hebel war, daß ich durch die warme, eingehende Beurteilung, welche Herr Dr. J. V. Widmann in Bern der ersten bis zur letzten meiner bisherigen Arbeiten schenkte, freudig und nachhaltig gefördert wurde. Auch Herr Reinhold Rüegg in Zürich schlug freundlich das Buch auf, wenn etwa wieder eines von mir erschien, und widmete ihm ein herzliches Wort der Einführung bei seinen Lesern. Die Besprechungsexemplare, welche von meinem Verleger an die andern Schweizer Zeitungen und Zeitschriften gingen — müssen wohl geräuschlos in den Papierkorb geglitten sein. Im ‚Bund' und in der ‚Züricher Post' erschienen denn auch bisweilen Erzählungen von mir. Außerdem forderte mich in der Heimat niemand auf zur Mitarbeiterschaft. Manchmal hatte ich doch meine Gedanken darüber ...

Als ich einmal bei einem Besuche in Zürich des Abends in der Dämmerung allein, wie ich es so gerne tue, seit ich nur noch Gast hier bin, durch Gäßchen und Gassen wanderte, da und dort stehen blieb und verträumt die alten wohlbekannten Winkel und Plätzchen betrachtete, da kam mir plötzlich die Idee, an den Schaufenstern der nächstgelegenen Buchhandlungen zu sehen, ob etwa ein Buch von mir ausgestellt sei. Es war damals gerade ein neues, betitelt ‚Heimat', Schweizernovellen, erschienen. Ich fand das Buch nirgends! Deshalb ging ich, ziemlich niedergeschlagen, fast der Dämmerung froh, welche meine Scham über diese Entdeckung unerwiderter Liebe verhüllte, schleunig von dannen. Draußen am See fand ich aber bald mein Gleichgewicht wieder. Herrliche, im letzten Abendschein verglühende Wolken türmten sich gigantisch im Ost und Süden. Ein Wetter schien sich zusammenzubrauen. Im Kanton Schwyz blitzte es schon; ganz schwarz stand es dort. Aber die Nähen, der See, die jenseitigen Ufer hatten trotz des Zwielichtes noch einen letzten Widerschein vom goldenen Westen her. Wie herrlich war das! Ich konnte mich nicht satt sehen. Da vergaß ich alles andere. Die Schönheit hob mich über mein kleines Ich und seine Wünsche weit hinaus!"

Weil wir gerade mit unserer Dichterin in ihrem lieben Zürich weilen, so wollen wir noch eine Reminiszenz aus dem Elternhause einflechten, die uns den trauten Familienkreis, dem sie angehörte, gar warm und sinnig vor Augen führt*):

„Ich habe manche schöne Erinnerung, besonders aus der Kindheit, deren Erinnerungsbilder ja alle von einer fernen, wundersamen Helle umgoldet sind. Meine Eltern**), zwei junge, mutige Menschen, kämpften damals den Kampf um eine neue Existenz. Sie waren als Flüchtlinge in die Schweiz gekommen, von Hab und Gut getrennt. Die Stürme des Jahres 1848 hatten sie, wie so viele, aus der Hei-

*) Aus Oskar Freis „Schweizer Heimkalender" 1911, S. 79.

**) Die Mutter (das „Mammeli"), geboren 1815, hieß Maria Theresia v. Mayr, von Untermeiringen, Bayern.

mat vertrieben. Sie fanden dann in der Schweiz eine neue Heimat, freilich einen Boden, den sie sich durch jahrelange angestrengte Arbeit und eine eiserne Energie erobern mußten. Aber sie eroberten ihn schließlich. Mein Vater erzählte uns später manchmal, wie er Jahr um Jahr in einer Zeit des Ringens um eine neue ehrenvolle Existenz Nächte hindurch geschrieben habe, um für frohe Weihnachten zu sorgen. Meldeten sich doch auch nach und nach die Kleinen im Nest, die ihre Freude haben wollten. Waren die Honorare glücklich eingelaufen, dann saßen die Eltern zusammen, auch wieder in die Nächte hinein, vergoldeten Nüsse, fabrizierten allerlei hübschen Christbaumschmuck und behängten damit eine große herrliche Tanne, die auch später, solange das Elternhaus überhaupt bestand, nie fehlen durfte. Und nicht nur für ihre Kinder taten sie das. So mancher verschlagene Fremdling fand da freundliche Aufnahme, auch Einheimische, von denen meine Eltern wußten, daß ihnen kein Christbaum leuchten würde. Ich besinne mich zum Beispiel auf arme Lehrlinge aus den Druckereien, mit denen mein Vater zu tun hatte, die er zur Bescherung lud und die dann mit frischgewaschenem freudigem Kindergesicht erschienen, um sich ihr Teilchen Christfreude zu holen. Wir Kinder saßen im dunkeln Zimmer, bis der Baum brannte, sangen unsere ersten Lieder oder trieben auch zur Kurzweil allerlei Unfug. Da wurde dann so ein halbwüchsiges Menschenkind zu uns hereingebracht, mit großen, roten Händen, die schon die tägliche Arbeit kannten. Das blieb verlegen bei der Türe stehen, bis wir gegenseitig nähere Bekanntschaft machten und bis das silberne Glockenstimmchen uns zur Bescherung rief. Wir haben frühzeitig und nicht bloß bei dieser Art Gelegenheiten so junge Arbeitsexistenzen kennen gelernt. Und das war ein rechter Segen für uns, für viel, viel spätere Zeit."

Goswina v. Berlepsch

Eines der „allergfreutesten Christchindli" für unsere Dichterin war wohl die Nachricht, die sie zu Weihnachten 1904 — also zwei Jahre nachher, als sie sich über die Teilnahmslosigkeit des heimatlichen Lesepublikums gegenüber ihren Musenkindern in der „Helvetia" beschwert hatte, und genau drei Monate nach Antritt des sechzigsten Lebensjahres — erhielt, daß sie zum Dank für die sinnigen literarischen Angebinde, die sie der alten Heimat gespendet, in Bälde mit dem Bürgerrecht von Limmat-Athen beehrt werde. Den Ausgangspunkt für diese Ehrung bildete folgende Einsendung in der Züricher Post vom 21. Juni 1904: „Fräulein G. v. Berlepsch, unsere Zürcher Novellendichterin, hat in dem vor kurzem abgeschlossenen ersten Band des 18. Jahrganges von Velhagen und Klasings Monatsheften unter dem anspruchslosen Titel ‚Episode, eine Züricher Erzählung' neuerdings ein wahres Prachtstück ihrer köstlichen Muse veröffentlicht. Die ‚Episode' ist eine kleine Künstlernovelle und bildet ein Seitenstück zu dem poesieverklärten ‚Treubund', einer Erzählung, deren Handlung sich zum großen Teil beim Kloster Fahr abwickelt. Der wichtigste Schauplatz für die handelnden Personen der ‚Episode' ist ein besonders von der städtischen Jungmannschaft vielbesuchtes ländliches Ausflugsziel auf

der dem Kloster Fahr entgegengesetzten Seite der Stadt. Uebrigens hat die Autorin den Ort der Handlung, die ‚Walzenhauser Mühle‘, so diskret behandelt, daß nur ein Stadtkundiger ihn herausfindet und zugleich herausfühlt, mit welch rührender Anhänglichkeit die Verfasserin der ‚Jakobe‘ *), des ‚Spätrot‘ und des Novellenzyklus ‚Heimat‘ unserm Zürich zugetan ist und wie sie zugleich alle diese prächtigen Kabinettstücke mit humorvollen Geistesblitzen zu durchleuchten versteht. Wir machen den Verein für Verbreitung guter Schriften auf die ‚Episode‘ von G. v. Berlepsch aufmerksam. Zugleich möchten wir fragen, ob unserm Zürich kein Mittel zu Gebote stehe, um einer Schriftstellerin gegenüber, die es seit mehr denn zwei Jahrzehnten mit so herrlichen literarischen Gaben bedacht hat, seine Erkenntlichkeit ein wenig an den Tag zu legen?!“

Diejenigen, an deren Adresse eigentlich dieser letzte Satz gerichtet war, scheinen ihn nicht erfaßt zu haben; dafür aber griff ein anderer die Anregung auf: Kantonsstatistiker Emil Kollbrunner, Mitglied der bürgerlichen Sektion des Großen Stadtrates, hat im Einverständnis mit Kaufmann Friedrich Bodmer-Weber, dem Präsidenten dieser Behörde, zu Handen des engeren Stadtrates den Antrag gestellt, es möchte Fräulein G. v. Berlepsch das stadtzürcherische Bürgerrecht erteilt werden. Die oberste Stadtbehörde war mit dieser Anregung einverstanden, und nach Erledigung einer Anzahl gesetzlicher Formalitäten wurde noch Professor Julius Stiefel um Ausfertigung eines fachmännischen Urteils über die literarische Betätigung von Fräulein v. Berlepsch ersucht, dem wir folgendes entnehmen:

„Die Tochter des Flüchtlings von 1848 zeigt in der Wahl der Stoffe und Motive wie in ihrer ganzen Gefühlsweise ein freudiges Verständnis für volkstümliche Gestalten, demokratische Denkweise und Lebensart. In der Schweiz aufgewachsen, hat sie unser Volksleben, besonders das zürcherische der sechziger und siebziger Jahre des neunzehnten Jahrhunderts, tief in sich aufgenommen, treu am Herzen getragen und dann nach vieljährigem Aufenthalt im Ausland in blanke Spiegelbilder von dauerndem kulturhistorischem Wert und poesievoller Schönheit gegossen. Die originelle Gestalt der patriotisch-politisch fühlenden Zürcherjungfer Jakobea mit ihrer sehnsüchtigen Begeisterung für Bildung, die — wieder eine ganz eigene Art Regula Amrein — Mutterstelle an einem Waisenkinde vertritt und mit pestalozzianischem Eifer sich in die Erziehungskunst einlebt; die nicht minder originellen Schwestern Rollenputz mit ihrem ‚Feilträgerlädeli‘ im Niederdorf (eine fast verschwundene Herrlichkeit unserer Jugendjahre); der von Gesundheit und Humor strotzende Appenzellerbub Hanbischli *); der die Geschichte Zürichs darstellende Sechseläutenzug; die Glockenweihe im St. Peter; die Feuersbrunst im Gebirge; die Vereinsreise an den Vierwaldstättersee: das sind alles Gestalten und Bilder von runder Plastik und blankem Glanz. G. von Berlepsch ist eine Darstellerin von naturwüchsiger Beobachtungsgabe und von feiner, graziöser Hand in der Schilderung. Und alle ihre Bilder sind von einem Hauch unvergänglicher Jugendlichkeit umflossen, die aus einem goldigen Gemüt und einer sonnigen Weltanschauung strömt. Die Stimmung macht ihre eigenste Stärke aus. Tragisches Geschick und Menschenlos weiß sie in Erzählungen wie ‚Ein Maitag‘, tragischen Partien von ‚Jakobe‘ und ‚Spätrot‘ mit schlagenden Akzenten und erschütternden Tönen oder in feinsten Melodien, ‚Wiedersehen‘, zu zeichnen. Aber besonders charakteristisch ist für sie, daß ihr von Jahr zu Jahr der Humor sich reicher entfaltet vom drolligen Fräßbädlihumor eines Jeremias Gotthelf bis zur aufjubelnden Naturlust, Reisefreude, Vaterlandsseligkeit, aber auch zum geistvoll witzigen, ironischen, doch von aller Blasiertheit freien ‚Capriccio‘ eines Anatole France (‚Vendetta‘). Diese Vorzüge vermählen sich am anmutigsten in der Novelle ‚Thalia in der Sommerfrische‘ und in den Novellenzyklen ‚Heimat‘, ‚Mann und Weib‘, ‚Bergvolk‘, alles prächtige Geisteskost aus dem Volke für das Volk.“

Als unserer Dichterin Anfang Februar 1905 in Anerkennung dieser so

*) Eigentlich Jakobea Wohlgemut.

*) Johann Baptist.

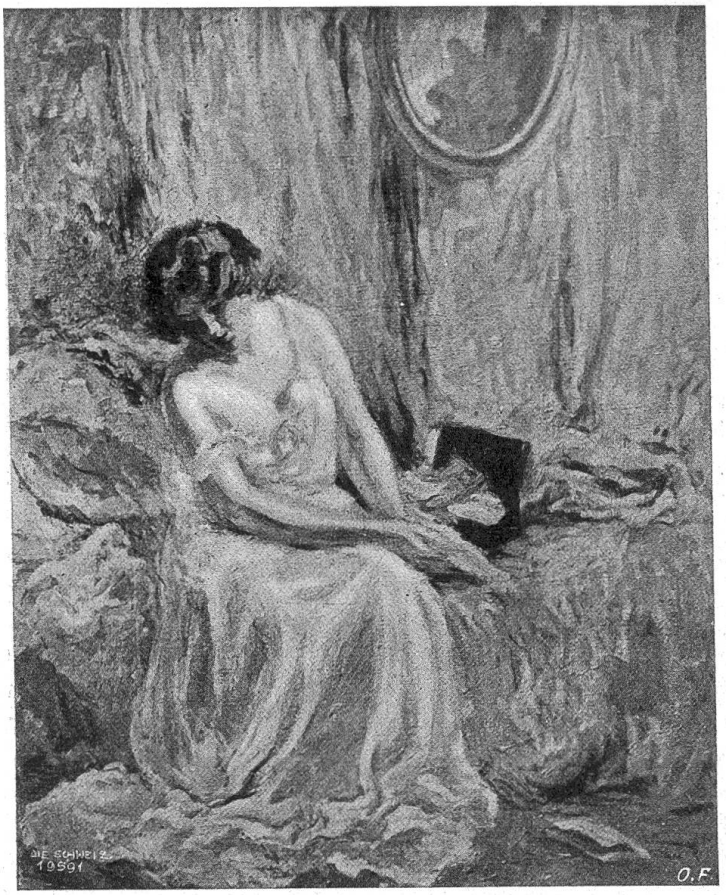
Emil Hornung, Genf. **Während des Reigens.** In Privatbesitz zu Bukarest.

früchteschweren schriftstellerischen Betätigung vom Großen Stadtrat das Bürgerrecht verliehen wurde, hat sie dafür in einem Schreiben gedankt, aus dessen Wortlaut wir unsern Lesern folgendes mitteilen wollen:

„Meine schlichten Schilderungen schweizerischen, besonders zürcherischen Lebens wurzeln in der Liebe und Dankbarkeit für das Land, welches die Heimat meiner Eltern wurde, in dem ich die glücklichste Zeit meines Lebens lebte. Ich sehe deshalb in den kleinen Geschichten, die ich schrieb, nur ein natürliches Produkt des Bodens, auf dem ich jene tiefsten, unverlöschlichen Eindrücke empfing, die als Samenkörner in die junge Seele fielen. Daß die Heimat der jetzt ferne Weilenden ein neues Band der Zugehörigkeit schenkt durch die Verleihung ihres Bürgerrechtes, betrachte ich als ein köstliches Gut, das ich hüten will von ganzem Herzen!"

Leider war es Fräulein Goswina nicht vergönnt, die Freude über die Bürgerrechtsschenkung voll auszukosten. Ihre Schwester Lilly, die kinderlose Witwe des k. k. Hofrates v. Hanke, mit der sie in Wien 18 (Währing) zusammenlebte, war schwer erkrankt. „Aber es gab trotzdem Stunden des Vergessens, des Glücks; denn es kamen eine ganze Anzahl Briefe und Glückwünsche aus der Heimat, aber noch viel mehr aus Deutschland," schreibt sie am 16. Februar 1905. „In Wien beglückwünschten mich die hervorragendsten Leute von der Feder, und da hätte alles so schön sein können, wenn nicht die schmerzlichste Sorge im Hintergrund stünde!"

Frau v. Hanke starb am 13. April 1905, und am 2. Juni schrieb die einsam gewordene Schwester: „Dieser Verlust hat mich bis ins Mark der Lebensfreude getroffen. Ich fühle mich vereinsamt und fröstle, wenn ich an die Zukunft denke. In wenigen Jahren verlor ich einen warmen, frohen Familienkreis und bewohne nun allein die stillen Räume, die mir vor kurzem noch so heimatlich waren. Denken



Emil Hornung, Genf. **Briefe** (1914). In Privatbesitz in Männedorf.

Sie nur, mit niemand mehr kann ich schweizerdeutsch reden! Nun ist mir in dieser traurigen Stille ein Gedanke gekommen, der mich freundlich beschäftigt und den ich in allernächster Zeit ausführen will. Ich will über meinen Besitz letztwillig verfügen und dabei eine Stiftung errichten, die dereinst in Zürich ins Leben treten soll. Eine Freudenstiftung für mittellose, tüchtige junge Menschen beiderlei Geschlechtes, die aus den Zinsen der bestimmten Summe allsommerlich eine schöne Reise in die Berge sollen machen können, um die Schönheit des Vaterlandes kennen zu lernen. Den großen Segen der Freude auf das junge Gemüt, den ich selbst so oft kennen lernte, will ich durch eine solche Stiftung, wenn auch in bescheidenem Maß, nach Kräften fördern. Und es soll im Andenken an meinen Vater geschehen, der uns, seine Kinder, und so viele tausend andere das Wanderglück in unserer Schweizerbergnatur kennen lehrte. Strahlt doch dieser Glückschein jetzt noch hell und warm in meiner Seele. Ein Gleiches möchte ich andern schenken, wenn ich einmal nach andern Höhen oder Tiefen von dieser lieben Erde fortgewandert bin."

Nach dem Ableben der edeln Wohltäterin meldeten dann in der Tat die Zeitungen, daß sie in ihrem Testament 50,000 Kronen zur Errichtung einer „Berlepsch-Stiftung" zuhanden und in Verwaltung des Stadtrates von Zürich ausgesetzt habe. Außerdem vermachte sie der Gemeinde Dutgien-Valendas zugunsten der Armen 20,000 Kronen.

(Schluß folgt).

Ohne Weg und Ziel

Das ist meines Lebens Lust:
In unbekannten Weiten
Ganz ohne Ziel zu schreiten
Und keines Wegs bewußt.

Und nach dem goldnen Tage,
Am Abend einzukehren
In einer stillen leeren
Und alten Stadt,
Die keine Zukunft, nur Erinnrung hat.

Und durch die stillen Gassen,
Wo dunkle Schatten gleiten,
Als später Gast zu schreiten.

Und wenn die Nacht
die dunkeln Zauber spinnt,
Zu schlafen tief und fest,
wie einst als Kind,
Irgendwo,
In unbekannten Gelassen.

Jakob Job, Zürich.

□ □